

Einleitung

Nach etwas mehr als einem Jahr, also nach relativ kurzer Zeit, in derselben Reihe einen zweiten Sammelband zur Corona-Pandemie zu veröffentlichen, bedarf wohl einer eigenen Begründung. Die Zahl der Publikationen, die sich mit der COVID-19-Pandemie beschäftigen, ist in der Zwischenzeit stark angewachsen, die Fragestellungen haben sich vervielfacht und die Diskussionen sich spezialisiert. Inwiefern liegt es also unter diesen Rahmenbedingungen im Bereich einer wissenschaftlich redlichen Option, nach so kurzer Zeit neuerlich einen substantiellen Beitrag zur Debatte um die COVID-19-Pandemie zu leisten, vor allem, wenn dieser bewusst eine große Bandbreite heterogener Fragestellungen verfolgt?

Was die Herausgeber dazu motivierte, war die Überzeugung, dass die Krise uns noch immer in einer atemberaubenden Geschwindigkeit mit neuen Herausforderungen konfrontiert, die möglichst rasch und intensiv reflektiert werden wollen. Neue Erkenntnisse müssen kritisch gesichtet, Erfahrungen artikuliert und kommuniziert sowie Lerneffekte gesichert werden. Als Konsequenz all dessen sollten wir bereit sein, unser Gesamtbild der Krise immer wieder zu überprüfen und Revisionen der Antwortstrategien vorzunehmen, wo sich dies wissenschaftsbasiert nahelegt. Dazu wollen die Autorinnen und Autoren dieses Bandes einen Beitrag leisten.

Zur Situation

Blickt man auf die aktuelle Situation, so imponiert vor allem, dass die Krise nicht so rasch vorbei gehen wird, wie viele dies erhofft hatten. Vielmehr, so scheint es, folgt eine Welle der anderen. So gilt die Herausforderung, „leben [zu] lernen mit dem Virus“, wie der Untertitel des Bandes es formuliert. Ständig tauchen neue Mutanten auf, es gibt noch immer kein wirksames Medikament gegen das Virus und die Impfungen gehen, in eigenartigem Kontrast zum Gedränge um die ersten verfügbaren Dosen, nur schleppend voran. Dafür wissen wir in der Zwischenzeit ungleich mehr über die ‚Kosten‘ der Pandemie und ihrer Bekämpfung auf der psychischen, sozialen und wirtschaftlichen Ebene, was in zahlreichen Facetten in den Beiträgen dieses Bandes sichtbar wird.

Eindrücklich und zugleich beunruhigend ist es, wie sehr die anfängliche Geschlossenheit im Gefühl der Bedrohung und ein damit verbundener Konsens über notwendige Maßnahmen sich inzwischen aufgelöst haben.

Zu beobachten ist ein zunehmendes Auseinanderklaffen der Meinungen, ein Auseinanderfallen von Wahrheiten, was die Intensität der Bedrohung, die notwendigen Maßnahmen und, aktuell immer stärker, die Impfungen als wichtigste Antwort auf die Pandemie angeht. In dieser Situation genügt es nicht mehr, innerhalb der verschiedenen Einzeldisziplinen ein segmentäres Wissen zu generieren. Vielmehr stellt sich die Frage, wie dieses zu einem Gesamtbild integriert und so politisch handlungsleitend werden kann.

In diesem Zusammenhang wurde und wird immer wieder eine illegitime Vorherrschaft von Zahlen und Daten kritisiert. Man warnt vor der Macht von Virokraten und Mediziner*innen, die als neue Eliten im Nimbus religiöser Verklärung der Gesellschaft ihre einseitige und verkürzte Denklogik aufzwingen. Die zunehmende Opposition gegen Impfungen verdankt sich sicherlich nicht ausschließlich, aber doch auch wesentlich diesem Narrativ.

Wissen und Verstehen

Um diesen Vorwürfen, die in einem demokratischen Miteinander ernst genommen werden müssen, begegnen zu können, ist es hilfreich, auf das grundsätzliche Verhältnis von (Fakten-) Wissen und Verstehen zu blicken. Empirische Wissenschaften generieren primär Daten und Zahlen. Aus diesen lassen sich wohl Hypothesen als Versuche, die Wirklichkeit besser zu verstehen, generieren. Doch für sich allein können sie nie handlungsleitend werden, auch wenn dies oft im Hinblick auf Inzidenzzahlen und Auslastungsquoten der Intensivstationen, die uns Tag für Tag auf den Bildschirm geliefert wurden, der Fall zu sein schien.

Daten und Zahlen müssen zuerst interpretiert und verstanden werden, will man daraus Handlungsstrategien ableiten. Dieser Prozess des Verstehens ist komplex und er kann sehr wohl durch Einseitigkeiten in der Interpretation oder durch blinde Flecken verzerrt werden; zudem können sich Interpretationsmonopole durchsetzen. Die Frage ist daher nie, ob wir mit einem Zuviel an Daten und Zahlen konfrontiert sind, sondern nur, ob diese *vollständig* genug sind und ob wir sie *sorgfältig genug interpretiert* bzw. *verstanden* haben. An den Daten und Zahlen selbst führt kein Weg vorbei. Sie sind, gerade in einer weltanschaulich pluralen Wissensgesellschaft, der absolut notwendige Bezugspunkt für den Streit um die richtige Interpretation, um ein richtiges Verstehen.

Im Hinblick auf die COVID-19-Pandemie ist diese Arbeit des Verstehens in verschiedener Hinsicht herausfordernd und anstrengend. Zunächst müssen einzelwissenschaftliche Blickwinkel überwunden und mit-

einander integriert werden. So ist der Blick einer Virologin oder Epidemiologin auf die Pandemie ein anderer als jener eines Soziologen oder Psychologen und dieser unterscheidet sich wieder von einer religiösen Perspektive, wie sie uns in diesem Band z. B. ausführlich aus einer islamischen Sicht begegnet. Es braucht aber auch Verstehensprozesse anderer Art, nämlich jene über verschiedene gesellschaftliche Gruppierungen hinweg. Damit eine Gesellschaft handlungsfähig wird, müssen daraus *Verständigungsprozesse* erwachsen, als Frucht wechselseitigen Verstehens, die dann ein gemeinsames Reagieren auf die Krise ermöglichen und legitimieren.

Echtes Verstehen ist mehr als das bloße zur Kenntnis-Nehmen neuer Daten. In allen Verstehensprozessen kommt es zu einem Sich-Öffnen für eine neue Perspektive, die ein Verlassen des bisherigen Horizontes erfordert. In diesem Sinn ist es unserer Gesellschaft zu wünschen, dass wir im Lauf der andauernden Pandemie nicht nur neue Daten zur Kenntnis nehmen, seien sie nun virologischer, soziologischer oder verfassungsrechtlicher Natur, sondern dass wir in einem intersubjektiven Verstehen der Krise vorankommen und so bessere, nachhaltigere Antworten finden.

Darin liegen nun auch Herausforderung und Zumutung dieses Bandes, der in der Tradition der Reihe „Bioethik in Wissenschaft und Gesellschaft“ bewusst interdisziplinär angelegt ist. Gerade das Nebeneinander von u. a. philosophischen, soziologischen, psychologischen, pflegewissenschaftlichen und eben auch theologischen Beiträgen soll zu einer Perspektivenerweiterung einladen und den impliziten Verweis der disziplinären Aspekte aufeinander verdeutlichen.

Zum Band

Was die gewählte Reihenfolge der Beiträge angeht, sind am Beginn Krisendiagnosen gesammelt, die nicht gesehene Herausforderungen auf unterschiedlichen Ebenen thematisieren wollen. Im zweiten Abschnitt geht es um die Diskussion konkreter reaktiver Antworten auf die Krise, an den verschiedensten Orten und auch rechtlicher Natur. Im dritten Block versammeln sich Beiträge aus einer religiösen Perspektive, während im letzten Abschnitt eine Reihe von Interviews einen praxisnahen Einblick in die Erfahrung bestimmter, gesundheitsbezogener Berufsgruppen im Umgang mit den Herausforderungen der COVID-19-Pandemie bietet. Vor allem bezogen auf die ersten beiden Abschnitte des Bandes war die Zuordnung natürlich nicht in allen Fällen trennscharf möglich.

Die Form der Beiträge ist durchaus unterschiedlich, neben wissenschaftlichen Abhandlungen finden sich auch eher essayhafte Erfahrungsberichte und schließlich Interviews im klassischen Sinn.

In der einleitenden *Sektion I (Diagnosen einer Krise)* setzt sich REINHOLD ESTERBAUER unter dem spannungsvollen Titel *Unsicherheit und Risiko* mit einer unhintergehbaren Polarität menschlicher Lebensvollzüge im Zusammenhang mit COVID-19 auseinander. Im Ausgang von Überlegungen des christlichen Existenzphilosophen Peter Wust thematisiert der Artikel die Gefährdung menschlicher Existenz als grundlegendes anthropologisches Charakteristikum und dekliniert das Begriffsfeld der Unsicherheit in vitaler, wissenschaftlicher und religiöser Hinsicht. In jedem dieser Aspekte bleibe die Suche nach Sicherheit letztlich unabgeschlossen und könne höchstens in einem vorläufigen Sinn erfüllt werden. Mehr noch: Unsicherheit betreffe den Menschen als ganzen und nicht nur in einzelnen Dimensionen seiner Existenz. Solange er lebe, sei die Dialektik von Sicherheit und Unsicherheit aufrecht. Dieser eher negativ konnotierten Kontingenzerfahrung stellt Esterbauer die Hoffnung zur Seite, dass die Schärfung des Bewusstseins der Endlichkeit auf individueller und kollektiver Ebene Kräfte mobilisiert, die Bedingungen menschlichen Daseins zum Guten – oder vorsichtiger gesagt: zum weniger Schlechten – zu wenden.

Im Anschluss daran schärft MICHAELA PFADENHAUER in *Die Interaktions(un)ordnung in der Mit-Corona-Gesellschaft* den Blick für das gegenwärtige Sozialexperiment, das aus der Bekämpfung des Virus resultiert. Dabei handelt es sich um ein wissenschaftlich sehr ungewohntes Setting, in dem sich der Untersuchungsraum fortwährend ändert. In fortwährendem Zwang, Strategien im Umgang mit COVID-19 lokal und global zu vergleichen, hält sich eine virulente Aufmerksamkeitsökonomie beständig selbst am Leben. Im Vergleich mit früheren Pandemien analysiert Pfadenhauer, inwiefern krisenhafte Phänomene die Grammatik sozialer Prozesse dauerhaft verletzen. Als nachhaltig dürfte sich hier die Erschütterung von uns „individualisierten Akteur*innen“ erweisen, dass entscheidende Weichenstellungen unsers Lebens nicht länger als eigenmächtige und persönliche Entscheidungen vorgestellt werden können.

ANNA KAINRADL und ULLA KRIEBERNEGG richten den Fokus ihrer kulturwissenschaftlichen Untersuchung auf *Repräsentationen des Alter(n)s in der Coronakrise* und wählen dazu das Motto einer Informationskampagne im österreichischen Fernsehen aus dem Jahr 2020 als Haupttitel: „*Schau auf dich, schau auf mich*“. Aus der Sicht kritischer Alternswissenschaft lassen sich gerade auch daran stereotype Inszenierungen und implizite Wertungen festmachen. Alter(n)sbilder vor der Corona-Pandemie hatten sich stark an der Überwindung eines defizitären Verständnisses des Alterns orientiert und versucht, die Leitkultur des *Successful* oder *Active Ageing* zu proklamieren. Im Laufe der krisenhaften Ereignisse im Frühjahr 2020 wurde rasch das Narrativ der Vulnerabilität wiederentdeckt. Zwei Merkmale

charakterisieren zudem die Perspektive, in der die älteren Generationen im öffentlichen Corona-Bewusstsein aufscheinen: nämlich als relativ homogene Gruppe von besonders schutzbedürftigen Menschen über 65 Jahren und als Repräsentanten eines (neuen) Generationenkonflikts. Dafür legen die zahlreichen Wir-Sie-Dichotomien in unterschiedlichen medialen Kontexten beredt Zeugnis ab. In der Phase der Überwindung der Corona-Pandemie durch forcierte Impfkampagnen kommen allerdings, so Kainradl und Kribernegg, in der Inszenierung einschlägiger Spots auch heterogene Lebensmodelle im Alter zu Wort und Bild. Die Auflösung eindeutiger Kategorisierungen in Junge und Alte sei eine wichtige Ressource zur Vermeidung potenzieller Generationenkonflikte in anderen Problemstellungen (z. B. Klimawandel).

In ihrem Beitrag *Die Pandemie trifft alle, aber nicht alle gleich* nähern sich KATHARINA HEIMERL, ELISABETH REITINGER und BARBARA PICHLER der Frage an, inwiefern durch die Pandemie in Bezug auf Gesundheit und Care Ungleichheiten erzeugt, tradiert oder zugespitzt werden. In diesem Kontext stellen sie zunächst fest, dass Gesundheit und Care-Arbeit auch schon vor der Corona-Pandemie ungleich verteilt waren, um in weiterer Folge „pandemische Ungleichheiten“ in den unterschiedlichsten Bereichen in den Blick zu nehmen. Dabei wird deutlich, dass durch die Corona-Krise Frauen in doppelter Hinsicht einer Mehrbelastung ausgesetzt sind, und zwar durch weniger Erwerbseinkommen und mehr Sorgearbeit („Gender Care Gap“). Deshalb plädieren die Autorinnen nicht nur für ein „feministisches Krisenmanagement“, das verstärkt die relationale Logik des Zusammenlebens in den Blick nimmt, sondern vor allem für eine Ethik, die von „Care“, verstanden als „Ein-sich-um-andere-Kümmern, sowohl privat als auch beruflich“, ausgeht.

COVID-19 hat unseren Alltag nachhaltig verändert, die Pandemie übersteigt in ihrem beständigen Andauern das Maß einer kurzfristigen und damit gut von uns bewältigbaren Gefahrensituation – die Folge dessen ist Dauerstress, der die Entstehung einer Vielzahl psychischer und körperlicher Erkrankungen begünstigt. Besonders betroffen davon sind junge Menschen, wie MARIE-CHRISTIN HINTEREGGER in ihrem Artikel aufzeigt. Das lange Jahr der Pandemie brachte eine deutliche Verschlechterung der psychischen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen – und damit auch der Lebensqualität ganzer Familiensysteme –, die sowohl in der aktuellen Forschung als auch in freier Praxis ersichtlich ist. An dieser Stelle rückt die Wichtigkeit der Frage nach Resilienz und gesunden Bewältigungsstrategien im Umgang mit Krisen und Dauerstresszuständen in den Fokus: So können ein sensibler Umgang mit den Bedürfnissen von Kindern und Jugendlichen, ein offenes Thematisieren ihrer Ängste und Sorgen, ein acht-

sames Miteinander sowie die Inanspruchnahme familientherapeutischer Angebote ganz wesentlich zur Verbesserung der psychischen Gesundheit in Zeiten der COVID-19-Pandemie beitragen.

In Zeiten der Pandemie ist der Tod allgegenwärtig und zugleich doch an den Rand der bewussten Aufmerksamkeit gedrängt. Diesen Kontext greift ANDREAS HELLER in seinen Ausführungen zu *Care und die Corona-Pandemie. Herkunft und Zukünfte der Sorge in einer konvivialen Gesellschaft* auf. Mehr denn je scheinen wir den Tod mit einem Feind gleichzusetzen, demgegenüber wir uns durch gezielte Nicht-Beachtung meinen zur Wehr setzen zu können. Die Folgen sind in steigender Angst, Entsolidarisierung und zunehmender Individualisierung erkennbar. Dem gegenüber steht der Entwurf einer „sorgenden Gesellschaft“, einer Gesellschaft der Konvivialität, getragen durch die offene Haltung des Zuhörens und die bedingungslose Anerkennung, dass wir alle miteinander verbunden und aufeinander angewiesen sind. Denn die allgegenwärtige Angst vor dem Tod erfordert eine neue Sozialität, eine Abwendung von verschärfter Individualisierung und eine Bewegung hin zu einer legitimen Individuation im Sinn des zweiten convivialistischen Manifests aus dem Jahr 2020. Heller streicht heraus, dass um eine lebensförderliche Logik und Praxis der Sorge gerungen werden muss, die nicht zerstörerisch ist, die der Individuation in sozialer Verbundenheit dient und damit ein Umdenken in Bezug auf das sorgende Miteinander auslöst.

Die ethische Politikberatung, dargestellt an der Frage des Impfens gegen COVID-19, steht im Mittelpunkt des Artikels von JÜRGEN WALLNER am Beginn der *Sektion II (Diskussionen reaktiver Strategien)*. Anhand der von der Bioethikkommission veröffentlichten Stellungnahmen zu Impfungen im Allgemeinen und zum Thema Impfen im Zusammenhang mit COVID-19 im Besonderen werden die individual- und sozialetischen Aspekte einer möglichen Verpflichtung zur Impfung diskutiert. Ausdrücklich wird auch dargelegt, dass es, entgegen zahlreichen Meinungen, keiner zusätzlichen Empfehlung durch irgendwelche Gremien bedarf, um bei entsprechender begründeter Verhältnismäßigkeit, Impfungen anzuordnen. Die Normen des Epidemiegesetzes reichen dazu vollkommen aus. Und dies insbesondere dann, wenn es gilt, die Impfung als Berufserfordernis einzusetzen.

MARTIN M. LINTNER beschäftigt sich mit dem Thema Impfen bzw. Impfpflicht in Italien aus ethischer und rechtlicher Perspektive. Ausgehend von gesetzlichen Vorgaben, insbesondere der Impfstrategie Italiens, stellt er die Positionen des katholischen Lehramtes gleichsam in den Mittelpunkt seiner Ausführungen und betont, dass trotz der pharmazeutischen Forschung und Herstellung der unterschiedlichen Impfstoffe auf der Basis von gezüchteten Zelllinien abgetriebener Embryonen der Vatikan die Impfung

dennoch empfiehlt und gutheißt. Und er thematisiert des Weiteren die italienische Gesetzeslage, nach der bestimmte Berufsgruppen, insbesondere die ärztlichen und nicht-ärztlichen Gesundheitsberufe nicht nur angehalten sind, sich gegen SARS-CoV-2 impfen zu lassen, sondern dass es für diese Berufsgruppe gleichsam ein Erfordernis ist geimpft zu sein, um ihre Tätigkeit nicht nur an COVID-19 Erkrankten, sondern vielmehr an allen ihnen anvertrauten Patienten durchführen zu können. Italien ist zumindest derzeit noch immer der einzige Staat, der ein solches Vorgehen von dieser Berufsgruppe einfordert und auch Entlassungen aus dem Dienstverhältnis ausspricht, falls diesem Erfordernis nicht nachgekommen wird.

FRANZISKA GROSSCHÄDL und CHRISTA LOHRMANN beleuchten daraufhin Herausforderungen und Chancen für die Pflege und Pflegewissenschaft. Die Corona-Pandemie hätte dazu beigetragen, eine Reihe von Desideraten im Pflegeberuf sichtbar zu machen. Denn obwohl Pflegende unter den Gesundheitsprofessionen im Kampf gegen COVID-19 eine zentrale Rolle spielten, seien sie in Diskussionen und Entscheidungen nur wenig eingebunden worden, so die Autorinnen. Deshalb müssten die Pflegewissenschaften in Zukunft vermehrt in Fragen zu Gesundheitsangelegenheiten und sozialer Gerechtigkeit integriert werden. Darüber hinaus sei nicht nur eine Verbesserung und teilweise Erneuerung der Pflegeausbildung notwendig, sondern es müssten auch finanzielle Anreize und Ressourcen geschaffen werden, um sowohl die gesellschaftliche Anerkennung für den komplexen und anspruchsvollen Pflegeberuf als auch dessen Attraktivität zu steigern.

Die Herausforderungen, die die Corona-Pandemie für eine Spezialreinerichtung, die sich mit der Betreuung von Patientinnen und Patienten mit Demenz, von geriatrischen Erkrankten und von Menschen im Wachkoma beschäftigen, beschreiben daraufhin HARTMANN JÖRG HOHENSINNER und CHRISTINA EVA PEYKER. Dabei zeigen sie zum einen jene Maßnahmen auf, die in einer derartigen Spezialeinrichtung getroffen worden sind, um einerseits die anvertrauten Menschen trotz Einschränkungen der Besuchsmöglichkeiten so optimal als möglich durch die Krise zu bringen. Andererseits werden jene Strategien geschildert, die erforderlich waren, um auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durch diese Pandemie zu führen. Wie es gelungen ist, diese ausreichend und laufend über neue Bedingungen zu informieren, und wie es möglich war, Infektionen sowohl bei den betreuten Patientinnen und Patienten als auch bei den Mitarbeitenden weitgehend zu verhindern, liefert ein anschauliches Bild alltags-tauglicher Praxis.

Der anschließende Beitrag von GEORG TAFNER mit dem Titel *Das Virus und die Schulden* widmet sich einem makroökonomischen bzw. wirt-

schaftspolitischen Thema. Der Autor beschäftigt sich darin mit der wirtschaftlichen Verantwortung des Staates in Zeiten einer Pandemie und darüber hinaus. Dabei hinterfragt er das vom Prinzip der Eigennutzenmaximierung und Schuldenminimierung geprägte neoklassische Denken der Mainstream-Ökonomik und stellt diesem eine sozioökonomische Sichtweise in Form der derzeit kontrovers diskutierten „Modern Monetary Theory“ (MMT) gegenüber. Ihr zufolge würde die Frage, wer die COVID-Maßnahmen finanzieren solle, keinen Sinn ergeben, weil der Staat die Ausgaben bereits getätigt hat. Gleichzeitig seien diese Ausgaben immer die Voraussetzung dafür, dass Steuern bezahlt werden und nicht umgekehrt. Staatsausgaben führten somit zu höherem Wirtschaftswachstum und diese zu mehr Einnahmen und weniger Schulden, so die Kernaussage dieser Theorie. Deshalb solle auch die Rolle des Staates weiter gestärkt werden. Er sollte dort eingreifen, wo Private es nicht tun können. Dies sei, so Tafner, vor allem auch im Hinblick auf die noch zu bewältigende Klima-Krise bedenkenswert.

In den beiden folgenden Beiträgen geht es um rechtliche Erwägungen. Zunächst geht ALOIS BIRKLBAUER auf ausgewählte Themen des Strafrechts im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie ein. So hält er fest, dass unter anderem das Vordrängen bei Impfungen, wie dies zu Beginn der Impfkampagne gelegentlich hörbar war, unter bestimmten Umständen ohne strafrechtliche Relevanz sei. Hingegen könnten Fälschungen von Testergebnissen oder Impfberechtigungen strafrechtliche Delikte, wie Urkunden- oder Datenfälschung, begründen. Der Einsatz digitaler Medien, insbesondere in der Vernehmung von Beschuldigten in strafrechtlichen Verfahren, habe sich wiederum in vielen Fällen nicht als geeigneter Ersatz einer persönlichen Befragung durch die Strafbehörden erwiesen. Zusammenfassend hätte sich herausgestellt, dass das Strafrecht an sich kein taugliches Mittel zum Krisenmanagement darstelle und dass daher, der Intention des Gesetzgebers folgend, dieses lediglich als Ultima-Ratio-Methode eingesetzt werden sollte.

In seinem Aufsatz *Rechtliche Erwägungen zur Flexibilisierung der Fernlehre* betont MANFRED NOVAK eine Ausgewogenheit der universitären Lehre zwischen Präsenz- und Fernstudium. Obwohl durch aktuelle Änderungen des Universitätsgesetzes der Spielraum für die Universitäten diesbezüglich größer geworden ist, unterliege die Abwägung der Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes elektronischer Lehrmöglichkeiten immer dem Ziel, Bildung durch Wissenschaft zu gewährleisten. Der Autor begründet dies vor allem damit, dass der Bildung eine maßgebliche gesellschaftspolitische Relevanz und eine Tragwerksfunktion für die tradierte europäische Universität zukommt. Dies erfordere auch, dass der persönliche Kontakt zwi-

schen Lehrenden und Studierenden nicht verloren gehen darf; mit anderen Worten: eine universitäre Lehre ohne Präsenzphasen ist nicht möglich und lässt sich auch trotz weitgehender Autonomie der Universitäten nicht rechtfertigen.

Sektion III (Religiöse Kontexte und Praxisfelder) wird mit dem Beitrag *Kontinuität der Nächstenliebe* von ISABELLE JONVEAUX und HERBERT BEIGLBOCK eingeleitet. Die Autorin und der Autor analysieren darin die Erfahrungsberichte von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Caritas Steiermark während der Pandemie. Dabei geht es vor allem um die Frage, wie die Caritas „die Kontinuität ihres Dienstes der Nächstenliebe“ in Zeiten der Krise möglichst sicherstellen konnte. Aus den von ihnen geführten Interviews geht hervor, dass für ein gelingendes Krisenmanagement vor allem die Aufrechterhaltung einer gewissen Normalität sowie die Fähigkeit, sich rasch an unvorhergesehene Situationen anzupassen, von grundlegender Bedeutung sind. Es hat sich gezeigt, dass die Krise nicht nur „neue Nöte“ zu Tage gebracht hat, sondern auch neue Formen von Solidarität. Dies gäbe Anlass zur Hoffnung, dass der durch die Corona-Krise verstärkt wahrnehmbare „Pandemie Gap“ zwischen den sozialen Schichten auch zu mehr Solidarität in der Gesellschaft führen könnte.

Vom Livestream bis zur Gassenfeier betitelt SASKIA LÖSER ihre Überlegungen zu *Vielfältige[n] Bilder[n] gottesdienstlicher Feiern der ersten 18 Monate der Pandemie*. Anhand von sieben kurzen Vignetten reflektiert sie darin eigene Erfahrungen mit liturgischen ‚Experimenten‘ quer durchs Kirchenjahr unter Corona-Bedingungen, teils primär als Teilnehmerin, teils in Leitungs- bzw. Gestaltungsverantwortung. Gleichmaßen zeigen sich Chancen von und bislang unentdeckte Potenziale der Beteiligung an gottesdienstlichen Feiern im virtuellen Raum sowie auch deren Limitationen. Zugleich bindet Löser damit einen bunten Strauß an kritisch kommentierten Anregungen zu Gestaltung des kirchlich-öffentlichen und privaten Glaubenslebens in künftigen Kontexten.

Im Anschluss daran beschäftigt sich SABINE PETRITSCH mit realen pandemiebedingten Veränderungen im Bereich der Krankenhausseelsorge. Dafür befragte die Autorin elf Krankenhausseelsorger*innen bzw. Priester zu deren Erfahrungen während der Corona-Pandemie in verschiedenen Krankenhäusern. „Die zur Verfügung gestellten Wahrnehmungen geben ein buntes, uneindeutiges, vielleicht sogar ambivalentes Bild von Krankenhausseelsorge der steirischen Kirche wieder“, so Petritsch resümierend. Zum einen hätte sich gezeigt, dass Krankenhausseelsorge sowohl von den Patientinnen und Patienten als auch von den Mitarbeitenden als ein wichtiger und verlässlicher Partner im Gesundheitswesen wahrgenommen wird. Zum anderen wird die Vermutung geäußert, dass sich die Stellung

der Seelsorge in Zukunft in unterschiedlichen Bereichen verändern dürfte, vor allem im Bereich der liturgischen Feiern, die zukünftig vermehrt auch von nicht priesterlichen Seelsorgenden durchgeführt werden könnten.

Auch aus Sicht des Islam stellt der Umgang mit der Corona-Pandemie eine gewaltige Herausforderung für die Gesellschaft, die Glaubensgemeinschaften und die Theologie im Allgemeinen dar. MAHMOUD ABDALLAH zeigt in seinem Beitrag auf, wie das Corona-Virus den Menschen ihre Verletzlichkeit, Endlichkeit und Schwäche vor Augen geführt hat. Und daraus gälte es auch für den Islam zu lernen: Er plädiert dafür, die Rolle und Aufgaben sowie die Verantwortung der Gemeinden neu zu überdenken und ihre Bedeutung, Sorge für die Mitglieder zu tragen, neu aufzuzeigen. So müsse auch der Islam neue Wege finden, um jene Menschen, die in solchen Krisensituationen begleitet werden möchten, auch zu erreichen. Dabei sollte auch der Umgang mit diversen digitalen Medien erlernt und in die Seelsorge integriert werden, um damit eine Lebendigkeit in der Verkündigung zu erreichen, die als positives Zeichen in einer schwierigen Zeit gesehen werden kann.

Aufbauend auf die Interviewserie des ersten Bandes *Die Corona-Pandemie. Ethische, gesellschaftliche und theologische Reflexionen einer Krise* wird auch der aktuelle Band in der abschließenden *Sektion IV (Erfahrungen im Gespräch)* von Erfahrungsberichten und Interviews mit Verantwortungsträger*innen des Krankenhaus- und Gesundheitswesens abgeschlossen. Dabei wurde das Ziel verfolgt, sowohl Einblicke in die Leitungsverantwortung einer Medizinischen Universität oder in den laufenden Betrieb einer der größten Universitätskliniken für Anästhesiologie und Intensivmedizin zu vermitteln, als auch den professionellen Alltag in diversen Gesundheitseinrichtungen unter Corona-Management zu verdeutlichen. In der multiprofessionellen Anlage der Interviews, den unterschiedlichen Handlungsfeldern von Intensivmedizin bis Palliative Care sowie der Spannweite beruflicher Verantwortung von der pflegerischen Leitung von Abteilungen bis hin zur unmittelbaren Betroffenheit durch eine Erkrankung an COVID-19 spiegeln sich viele Facetten der Manifestation pandemischer Umstände im Gesundheitswesen. Aus allen Berichten lässt sich die sachliche Zustimmung zu den von der Bundesregierung angeordneten protektiven Maßnahmen erkennen. Ihre epidemiologische Sinnhaftigkeit steht sowohl bei den befragten Ärztinnen und Ärzten als auch den Pflegefachkräften außer Zweifel. Unterschiedlich hingegen sind ihre Einstellungen zur Impfung gegen SARS-CoV-2 im Allgemeinen und hinsichtlich eines Impfzwanges im Besonderen. Insgesamt geben die *Erfahrungen im Gespräch* nicht nur einen Einblick in die professionelle Praxis im Umgang mit der Pandemie, sondern verweisen auch auf eine Reihe von Desideraten und Reformbedarf.

fen in den betroffenen Berufsfeldern. Hier angemessen zu reagieren, wäre dringliche Aufgabe der Gesundheitspolitik, nicht zuletzt um der Einsicht „Nach der Welle ist vor der Welle“ die bedrohliche Schärfe zu nehmen.

Der Dank der Herausgeber gilt abschließend vor allem allen Autorinnen und Autoren, ohne deren Engagement die Realisierung eines Folgebandes zur Corona-Pandemie nicht möglich gewesen wäre. Wir möchten uns aber auch bei jenen bedanken, die zur Fertigstellung dieses Buches beigetragen haben: Marie-Christin Hinteregger, Agnes Strauss und Patrick Marko für die unterstützenden Korrektur- und Formatierungsarbeiten sowie Beate Bernstein vom Nomos-Verlag für die reibungslose Abwicklung der Drucklegung und des Vertriebs. Nicht zuletzt sind wir der Karl-Franzens-Universität Graz und dem Land Steiermark, Abteilung Wissenschaft und Forschung, für die großzügige Unterstützung der Veröffentlichung sowohl als Open-Access-Version als auch als Druckausgabe zu Dank verpflichtet.

Widmen möchten wir diesen Band wiederum allen Helferinnen und Helfern in der Krise, insbesondere den Ärztinnen und Ärzten sowie den Pflegenden. Denken möchten wir aber auch an jene Menschen, die an und mit COVID-19 verstorben sind.

Die Herausgeber

Inhalt

I. Diagnosen einer Krise

- Unsicherheit und Risiko. Überlegungen zu einer unhintergehbaren anthropologischen Polarität im Zusammenhang mit COVID-19 23

Reinhold Esterbauer

- Die Interaktions(un)ordnung in der Mit-Corona-Gesellschaft 47

Michaela Pfadenhauer

- „Schau auf dich, schau auf mich“: Repräsentationen des Alter(n)s in der Coronakrise 61

Anna-Christina Kainradl und Ulla Kriebnernegg

- Die Pandemie trifft alle, aber nicht alle gleich. Ungleichheiten in Bezug auf Gesundheit und Care 81

Katharina Heimerl, Elisabeth Reitingner, Barbara Pichler

- Die Auswirkungen der COVID-19-Pandemie auf die psychische Gesundheit von Kindern, Jugendlichen, Familien und Paaren 101

Marie-Christin Hinteregger

- Care und die Corona-Pandemie. Herkünfte und Zukünfte der Sorge in einer konvivialen Gesellschaft 115

Andreas Heller

II. Diskussion reaktiver Strategien

- Impfen gegen COVID-19. Die Stellungnahmen der Bioethikkommission beim Bundeskanzleramt als Beispiel für ethische Politikberatung 133

Jürgen Wallner

Die Impfung gegen COVID-19 in Italien. Ethische und rechtliche Aspekte	155
<i>Martin M. Lintner</i>	
Der Ausbruch der COVID-19 Pandemie im Jahr der Pflegenden. Herausforderungen und Chancen für die Pflege	175
<i>Franziska Großschädl und Christa Lohrmann</i>	
Ein Jahr COVID-19-Pandemie in den Geriatrischen Gesundheitszentren der Stadt Graz. Herausforderungen und Chancen	191
<i>Hartmann Jörg Hohensinner und Christina Eva Peyker</i>	
Das Virus und die Schulden. Die wirtschaftliche Verantwortung des Staates in seltsamen Zeiten und darüber hinaus	205
<i>Georg Tafner</i>	
Covid-19-Maßnahmen im Strafrecht – Ein Rückblick nach eineinhalb Jahren Pandemie	227
<i>Alois Birklbauer</i>	
Rechtliche Erwägungen zur Flexibilisierung der Fernlehre	251
<i>Manfred Novak</i>	

III. Religiöse Kontexte und Praxisfelder

Kontinuität der Nächstenliebe. Die Caritas Steiermark in Zeiten der Pandemie	277
<i>Isabelle Jonveaux und Herbert Beiglböck</i>	
Vom Livestream bis zur Gassenfeier. Vielfältige Bilder gottesdienstlicher Feiern der ersten 18 Monate der Pandemie	297
<i>Saskia Löser</i>	

Zur Frage nach Veränderung: Erfahrungsblitzlichter steirischer Krankenhausseelsorger*innen	315
<i>Sabine Petritsch</i>	

Die COVID-19-Pandemie als Herausforderung und Spiegel des Glaubens. Deutungsmuster, Handlungsstrategien und Lehren für den Wandel im Islam	327
<i>Mahmoud Abdallah</i>	

IV. Erfahrungen im Gespräch

Herausforderungen an eine Universität	349
<i>Hellmut Samonigg, befragt von Wolfgang Kröll</i>	

Zur aktuellen Situation im Umgang mit der Corona-Pandemie in einer Universitätsklinik	355
<i>Wolfgang Toller, befragt von Wolfgang Kröll</i>	

COVID-19 aus der Perspektive der Palliativmedizin und Hospizbetreuung	369
<i>Gerold Muhri und Désirée Amschl-Strablegg, befragt von Johann Platzer</i>	

Der klinische Alltag in einer COVID-19-Intensivstation	387
<i>Lisa Pongratz, befragt von Wolfgang Kröll</i>	

„Auch ich litt an COVID-19“	395
<i>Maria Puntigam, befragt von Wolfgang Kröll</i>	

Nach der Welle ist vor der Welle. Erfahrungsberichte von Pflege- und Stationsleitungen	401
<i>C. Tax, U. Berdnik, A. Derkits, U. Kylianek, C. Baptist-Kröpfl, E. Horvath, S. Müller</i>	

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	413
--	-----

